

URBS ET REGIO

34/1984

Innere und äußere Landschaften

Zur Symbolbelegung
und emotionalen Besetzung
von räumlicher Umwelt

Rosemarie Bohle
Peter Jüngst
Martha Kuhl-Greif
Oskar Meder
Hans-Jörg Schulze-Göbel

Herausgegeben von Peter Jüngst

Kassel: Gesamthochschulbibliothek 1984

ISBN 3-88122-213-8

GhK

KASSELER SCHRIFTEN ZUR GEOGRAPHIE UND PLANUNG
Herausgeber: P. Jüngst, K. Pfromm, H.-J. Schulze-Göbel

im:

Urbs et Regio 34/1984

innere und äußere
Landschaften

Rosemarie Bohle:

U N E R - F A H R E N E O R T E

Frauen-, Männer- oder behERRschte Räume?

Als Virginia Woolf in den 20iger Jahren "A room of One's own" (1981) schrieb, machte sie auf ein Problem aufmerksam, das heute von Frauen wieder aufgegriffen wird: Frauen können sich nicht entfalten, wenn sie keinen eigenen "Raum" haben. Dieser eigene Raum, der nicht nur das eigene, selbstgestaltete Zimmer meint, sondern ebenso die Eingriffs- und Gestaltungsmöglichkeiten in menschlichen Beziehungen und sozialen Verhältnissen, ist auf vielfältige Weise Thema von Einzelwissenschaften geworden: innerhalb der Geographie, Architektur, in der Geschichte, Ökonomie, Soziologie und Psychologie, um nur einige zu nennen, die hier zur Debatte stehen werden.

Was es bedeutet, keinen eigenen Raum zu haben, erfahren vor allem Frauen tagtäglich: Gerade dort, wo der Raum nicht vorhanden ist, macht sich sein Fehlen bemerkbar. Welche Mutter hatte schon ihr eigenes Zimmer? Die Küche galt als ihr "Reich", in dem sie herrschen konnte, die ganze Wohnung unterlag ihrer aufmerksamen Fürsorge. Ihr Reich? War es nicht immer das für die anderen, kochte sie nicht für "ihre Lieben", putzte sie nicht für sie, war sie nicht g a n z für sie da? Sie wußte nicht einmal immer, oder wollte es nicht wissen, daß ihr etwas fehlte, denn dann hätte sie auf eine S u c h e nach sich selbst gehen müssen und das hätte das Aufgeben einer - wenn auch erstickenden - Sicherheit bedeutet.

Betty Friedan beschreibt in ihrem Buch "Der Weiblichkeitswahn" (1970) all die "Symptome" von Hausfrauen, die sich ihrer Familie hingeben und damit einem herrschenden Weiblichkeitswahn folgen, der Frauen auf bestimmte (Innen)Räume und in Rollen festhält, in denen sie nicht zu sich selbst kommen können. Nancy Friday machte auf die Platzangst (Agoraphobie) aufmerksam, die sie als konvertierte psychische Reaktion auf einen Freiheitsdrang interpretiert:

"Die gedrosselte Wut, die die Folge der Überidealisierung der Ehe als

Lösung für all unsere Probleme ist, ruft eine Art von Agoraphobie hervor. 'Man könnte sie auch als die Hausfrauenphobie bezeichnen', meint Sonya Friedman. 'Sie kommt nicht selten vor und trifft auf die große Zahl von Frauen zu, die nicht gern allein aus dem Haus gehen oder sogar Angst davor haben. Das hat etwas mit der Angst davor zu tun, daß sie, sobald sie auf die offenen Plätze hinauskommt, den unwiderstehlichen Drang verspüren könnte, davonzulaufen' (1982, S. 392).

Oder betrachten wir das große Bedürfnis von Frauen, ständig Möbel innerhalb der Wohnung umzustellen (bzw. neue Möbel 'anzuschaffen'). Wir können diese Versuche beinahe wörtlich nehmen: diese Frauen versuchen, sich mit ihrer Situation zu arrangieren, ihr Bedürfnis nach Veränderung soll sich wenigstens in der szenischen Umordnung ihrer häuslichen Kulisse ausdrücken. Da jedoch die Möbel oder gar 'Wohnlandschaften' und der begrenzte Raum einer Kleinfamilienarchitektur diesem Bedürfnis nicht entgegenkommen, bleibt eine diffuse Unruhe, das Gefühl des Eingesperrtseins. "Das amerikanische Vorort-Haus ist nicht wirklich ein Gefängnis, und doch sind Hausfrauen in ihm gefangen; sie können ihm nur entkommen, wenn sie von ihrer menschlichen Freiheit Gebrauch machen und ihr Selbstwertgefühl wiedererringen" (Betty Friedan 1970, S. 201).

Gibt es also zwar beherrschte Frauenräume, Räume, die Frauen im Patriarchat zugewiesen sind, nicht aber Orte, an denen Frauen zu sich selbst finden können? Bekommt der e i g e n e Raum deshalb so große Bedeutung, weil er Frauen in der Mehrzahl verweigert wird? Der Besitz eines eigenen Raumes notwendige Voraussetzung, aber keineswegs hinreichend wäre für die Entwicklung eines "Selbstwertgefühls" und menschlicher Freiheit? Gibt es denn - gesellschaftlich geschützte und fördernde - Orte für die S u c h e von Frauen nach einer eigenen Identität? Oder ist diese Suche so bodenlos, daß die meisten Frauen es immer noch vorziehen, in beherrschten Frauenräumen zu bleiben?

Viele Fragen, die im Verlauf der Antworten noch zahlreicher werden. Die Antworten bleiben fragmentarisch, lediglich so angerissen, daß sie zum Weiterforschen anregen sollen. Diejenigen, die etwas über Männerräume erfahren wollen, muß ich nun doch enttäuschen: es wird im ganzen

Artikel nur über Herrenräume gehen. Wie die aber zu Männer- und Frauenräumen w e r d e n könnten, steht hier zur Überlegung an: aus der Perspektive von Frauen. Welchen Beitrag Männer leisten können, das steht - von seiten der Männer in den genannten Einzelwissenschaften - noch aus. Haben sie nicht diese existentielle Not(wendigkeit) i h r e r Ortssuche?

Ich werde mich (dem Charakter der patriarchalen Frauenexistenz gemäß) voyeurhaft bewegen durch Räume, Innenräume und schon bestehende Literatur, von allen Seiten aufbrechend.

Schauen wir zunächst in das Innere einer Wohnung.

GRENZSETZUNGEN; TRAUTES HEIM, GLÖCK ALLEIN

Die Kinder dürfen zu bestimmten Zeiten nicht ins Schlafzimmer von Mamma und Pappi, Mamma und Pappi dürfen jederzeit ins Kinderzimmer, Mamma darf nur mit wichtigem Anliegen ins Arbeitszimmer von Pappi, Pappi darf jederzeit in die Küche (aber nur bis zum Kochtopf, den Deckel darf er nicht heben, bevor das Essen fertig ist, oder nur, um daran zu schnuppern), die Kinder und Mamma dürfen nur in den Hobbyraum, wenn sie nichts anrühren, niemand darf ins Bad, wenn jemand drin ist (außer es sind die Kinder), Mamma darf nicht in Pappis Sessel, Pappi darf nicht im Kleiderschrank rumwühlen, die Kinder schon gar nicht, Mamma muß die Spielsachen der Kinder aufräumen, nicht aber den Schreibtisch von Pappi usw.

Es gibt diese Grenzsetzungen, stillschweigend durchgesetzt und akzeptiert oder eingehalten angesichts von Drohungen. Werden sie überschritten, schwankt das labile Gleichgewicht einer familiären Harmonie, deren symbiotische Strukturen Abgrenzungen brauchen. "Die Grenzsetzung zum Anderen, Steuerung von Nähe und Ferne, enthält für jede Selbstregulation ein notwendiges Reservat" sagen Negt/Kluge 1981, S. 958).

Dennoch werden Grenzsetzungen in unseren Familien als Störung und als Affront erlebt, nicht aber als selbstverständliche Bedürfnisse von autonomen Personen. "Rücksichtnahme, Beachtung von Reservaten innerhalb

der Beziehung umfaßt die Drohung, daß sie als künstlich gilt und eigentlich dem Prinzip des Verhältnisses widerspricht" (ebda.). Mamma ist für alle da, Pappi verdient für alle Geld, die Kinder sind Spiegel von Mamma und Pappi. "Dies führt zum Zerfließen der Grenzen zwischen Mein und Dein, so daß Sicherheiten eines ursprünglichen Eigentums, von dessen Boden man ausgehen und sich dem anderen nähern kann, keiner Anerkennung unterliegen" (Negt/Kluge 1981, S. 959). Damit sind Erwartungen verbunden, die, wenn sie nicht eingehalten werden, zu Enttäuschungen, Vorwürfen, Abwertungen, Beleidigungen und - als die Symbiose wiederum verstärkendes Prinzip - zu Abgrenzungen führen.

Abgrenzungen werden dort praktiziert, wo symbiotische Nähe herrscht - also eine Beziehung, in der niemand den/die Andere/n verlassen kann, ohne dabei das eigene Leben aufs Spiel zu setzen. Das Bedürfnis, solche symbiotischen Beziehungen zu verlassen (um die "Welt" kennenzulernen, in der ich die Angst vor Verlust verlieren werde...), drückt sich in Abgrenzungen aus, wenn es keine anderen realen Bedingungen gibt, sich aus solch einer Beziehung zu lösen. Die Ehe und die familiären Strukturen aber stellen im Patriarchat Bedingungen her, in der die Einzelnen nicht zu autonomen Personen werden können, die um die Differenz der/s Anderen wüßten, ohne sich davon bedroht zu fühlen, in der das Selbstwertgefühl nicht auf Abgrenzung als Abwertung beruhen würde. So aber lauern sich Frauen und Männer auf. Räume und "Zeiten, die dem Anderen gehören, (werden) durch Dauerkontakt vernichtet" (S. 961).

Damit geschieht etwas, was doch in der Aufrechterhaltung einer "Privatsphäre" gegenüber der Öffentlichkeit, dem Draußen, gerade nicht intendiert war. Sollte sie doch dazu dienen, den Anforderungen, Konkurrenzkämpfen und Entfremdungen des Draußen endlich zu entkommen, als Ort der Erholung und Reproduktion. Liebe ist in dieses Konzept eingeschlossen: "Überall besteht die bürgerliche Gesellschaft auf der Anstrengung des Willens: nur die Liebe soll unwillkürlich sein, reine Unmittelbarkeit des Gefühls", schreibt Adorno (1951, S. 226). Historisch entsteht das Prinzip des Privaten (als Streitbares Konzept) - das sowohl das Konzept des Privateigentums in der Ökonomie als auch das

der Familie und das der "Psyche" (als Erlebnis im "Innenraum") enthält - als Verteidigung gegenüber einem (ehemals un-berechenbaren Feudal-)Staat. Privates als Schutzraum - doch wie jedes Verteidigungskonzept nimmt auch die Familie die Strukturen des "Gegners", des Bedrohlichen in sich hinein. Sie werden dort, in der Regel unerkannt, um so wirksamer aufrechterhalten. "In der äußeren Ökonomie ist der Kern des Widerspruchs, daß es Privateigentum gibt. In den Binnengesellschaften der Beziehungen ist der Widerspruch, daß es kein Privateigentum gibt" (Negt/Kluge 1981, S. 958). Der Rohstoff aber der "Binnengesellschaften" soll grenzen-lose Liebe sein.

GRENZEN-LOSE LIEBE?

Liebe scheint dort, wo sie sich ereignet, eine Grenzüberschreitung zwischen Männern und Frauen zu sein: Hingabe, Verwirrung, "ich bin ganz weg", das Bedürfnis, EINS zu werden, "außer" sich sein - deuten die Ver-rückung eigener Verstandesgrenzen als auch die zur Geliebten als einer "eigenständigen" Person an. Das Paradox ist nun, daß nirgendwo stärker als in der grenzen-losen Liebe die Notwendigkeit von Grenzsetzungen erscheint, will sie bestehen bleiben: nicht im Sinne von Abgrenzungen, die den/die Andere/n wieder in die ursprüngliche Position zurückverweisen will, sondern im Sinne von Loslassen. Ablösen, Weggehen (um wiederkommen zu können). Das wäre die Voraussetzung für eine Beziehung zwischen Mann und Frau, die sich in ihrer Verschiedenheit anerkennen könnten, das Risiko des/der Anderen auf sich nehmen würden.

Grenzen-lose Liebe ist sonst zum Scheitern verurteilt - sie endet entweder im gewohnheitsmäßigen klebrigen "Dauerkontakt", erstickender und lähmender Symbiose oder in Versuchen, den Beginn der Liebe, der noch Neugier einschloß, immer wieder zu kopieren.

Grenzen-lose Liebe aber ist in unserer Gesellschaft immer noch Traum von Pubertierenden und Erwachsenen.

Liebe ist zugleich eine *Beziehung* zwischen den Geschlechtern und ein *Verhalten* in dieser Beziehung. Beide sind offenkundig durch räumliche Bedingungen geprägt, werden aber auch so häufig in räumlichen Begriffen und Metaphern charakterisiert, daß ich dem Zusammenhang zwischen dem Geschlechterverhältnis und räumlichem Verhalten nachgehen will. Liebe eröffnet uns hier eine Geographie und Architektur von Gefühlen, deren Linien weit über die einzelnen Personen hinausgehen in biographische und gesellschaftliche Territorien.

Schauen wir uns zunächst Eriksons Beitrag (1979) an. Er berichtet von einer Untersuchung über Entwicklungsprozesse von Kindern (10 - 12 J.), deren Verhalten über 10 Jahre lang beobachtet und registriert wurde. In ihrem Spielverhalten nun (Arrangements von "aufregenden Filmszenen" mit Bauklötzen und Figuren) stellte Erikson fest, daß sich die Aufbauten von Jungen und Mädchen signifikant unterschieden. Während die Jungen fast ausschließlich Türme bauten, deren Einsturzgefahr in der Szene mitgehalten war, arrangierten die Mädchen ebenso beinahe ausschließlich das Innere eines Hauses ohne Wände. Wurden in einigen Fällen niedrige Wände gebaut, so hatten sie häufig ein sorgfältig ausgebautes Tor. Wurde in einer Anzahl von Fällen ein Eindringling in die Szene mit hineingenommen, so war es immer ein Mann, ein Junge oder ein Tier. Die Mehrzahl der Einbrüche besaß "ein Element von Humor" (z.B. ein Schwein) "und angenehmer Erregung" (Erikson 1979, S. 1289).

Erikson schließt nun daraus, daß die "räumlichen Modalitäten" des Spielverhaltens in direktem Zusammenhang mit den "genitalen Modi" stehen; die Variablen hoch/tief bei den Jungen und offen/geschlossen bei den Mädchen entsprechen dann "tatsächlich der Morphologie der Sexualorgane weitgehend (); auf der männlichen Seite äußere Organe, aufrichtbaren und eindringenden Charakters, die höchst bewegliche Spermazellen leiten; auf der weiblichen Seite innere Organe mit einem vorraumartigen Zugang, der zum statisch erwartenden Oyum führt" (ebd.),

Er kommt zum Ergebnis, "daß die Dominanz der genitalen Modi über die Modalitäten der räumlichen Organisation einen tiefgreifenden Unterschied

im Raumsinn der beiden Geschlechter wiedergibt" (1290). Diese Vorstellung sieht er vorläufig in einer Untersuchung der Spielgestaltung Vorpubertierender in Indien bestätigt.

Erwähnenswert sind seine Überlegungen, ob in diesen "räumlichen Modalitäten" nicht die "gesellschaftliche Rolle" mitbestimmend sei. Er verwirft diese Deutung, die mehr Fragen aufwerfen würde, als sie beantworten könne. Es ist lt. Erikson demnach nicht einsehbar, warum die favorisierte Figur von Jungen der Polizist sei (die wenigsten von ihnen wollten schließlich Polizist werden). Ebenso sei unerklärlich, warum die Mädchen ihre "Liebe zum Heim" nicht durch hohe Wände und geschlossene Türen absichern (Liebe schließt bei ihnen Verteidigung und Schutz ein).

Nun, so einfach ist es gewiß nicht; so unmittelbar, wie sich die Morphologie des Geschlechts in den räumlichen Modalitäten abbilden soll, so unmittelbar sucht Erikson nach dem Ausdruck künftiger gesellschaftlicher Rollen. Es werden in der Tat Fragen aufgeworfen, deren Antwort Erikson noch schuldig bleibt: *W a s* wird denn da im Spielverhalten in Szene gesetzt? *W a r u m* sollten Kinder ihre "genitalen Modi" abbilden? Werden im Spielverhalten Wünsche, Konflikte oder Mangel Erfahrungen ausgedrückt?

Ganz problematisch wird seine abschließende Bemerkung: "Weiterhin wollen wir zu zeigen suchen, daß Kulturen auf dem biologisch Gegebenen aufbauen und nach einer Trennung der Funktion zwischen den Geschlechtern streben, die gleichzeitig innerhalb des Körperschemas durchführbar, für die jeweilige Gesellschaft bedeutungsvoll und für das individuelle Ich leicht zu handhaben ist" (1291).

Da, wo "biologisch Gegebenes" zur Legitimation von Kulturellem wird, liegt entweder ein tiefes ökologisches Verständnis vor oder Ideologie, also Herrschaftsverflechtung.

Schauen wir uns Eriksons Argumentation an: Er hatte einen signifikanten *U n t e r s c h i e d* im räumlichen Verhalten der Geschlechter festgestellt. Das sagt zunächst noch nichts über die Art der Beziehung

z w i s c h e n den Geschlechtern aus: ob hier eine nichthierarchische 'Ergänzung' vorliegt, ob eine Beziehungslosigkeit wegen unüberbrückbarer Differenzen, ob sich darauf Machtverhältnisse aufbauen usw. Erikson stellt nur fest, daß K u l t u r e n nach einer T r e n n u n g der Funktion zwischen den Geschlechtern streben, sagt aber nichts darüber, wie denn diese Trennung historisch entstanden ist und wie die 'Funktionen' sich aufeinander b e z i e h e n.

Um das zu erfahren, müssen wir uns einer Theorie zuwenden, die die B e z i e h u n g zwischen den Geschlechtern reflektiert (und zugleich Ausdruck dieser Beziehung ist): die Psychoanalyse. Ihr Gegenstand ist zudem die W i r k u n g dieser Beziehung auf die einzelnen Individuen, auf deren Erlebnis- und Handlungsweisen, Selbstdefinitionen und geschlechtlichem Selbstverständnis. Daß Psychoanalyse selber in einem patriarchalen Denkmuster befangen bleibt (und deshalb nur die "halbe Wahrheit" spricht), wird wohl erst im letzten Kapitel vollends deutlich werden: Psychoanalyse ist der Versuch des männlichen Subjekts, sich seiner 'Selbst' zu vergewissern. Die Frau nimmt dabei, wie wir sehen werden, einen spezifischen Platz ein.

DIE FRAU: "EIN VOLUMEN OHNE KONTUREN"? (Luce Irigaray)

Freud fragt in seinem Aufsatz "Die Weiblichkeit" (1981) nach der Möglichkeit der Unterscheidbarkeit zwischen männlich und weiblich. Er stellt fest, daß weder die anatomische Wissenschaft noch die Psychologie dieses R ä t s e l lösen kann. Offensichtlich besteht aber diese Unterscheidung: Des Rätsels Lösung besteht darin, daß das "Weib" selbst zu diesem Rätsel gemacht wird (nicht erst durch Freud). Eine rätselhafte B e z i e h u n g wird zu einer E i g e n - s c h a f t der Frau, damit sich, wie wir sehen werden, der Mann um so EINdeutiger bestimmen kann. Gegenstand der Psychoanalyse ist nicht die Frau, sondern der Prozeß, wie sich aus dem bisexuell veranlagten Mädchen die Frau entwickelt. Eine Aufgabe, die nur dem Mädchen zufällt, der Junge ist Mann von Anfang an.

Wir können nun an Freuds Argumentation nachvollziehen, daß die Entwicklung des Mädchens von Anfang an mit männlichen Parametern beschrieben und 'gemessen' wird: das kleine Mädchen ist zunächst ein "kleiner Mann", der sich an seinem "Penisäquivalent" befriedigt, es befindet sich in der "phallischen" Phase usw.

Freud untersucht nun, wie der "kleine Mann" eine "Wendung zur Weiblichkeit" vollzieht: er muß sich sowohl von seiner erotischen Lustquelle abwenden als auch von seinem ersten Liebesobjekt, der Mutter, um sein Begehren auf den Vater zu richten. Das Mädchen erhält erst dann eine 'eigene' geschlechtliche Identität, ist auf dem Weg, eine Frau zu werden, wenn es eine Beziehung zu dem Vater herstellt. Das Bedeutungsvolle daran ist, daß es sich, um Frau zu werden, von der Mutter (durch Abwertung) abwenden muß, also sowohl von ihrem Ursprung, ihren Wurzeln und einer Weiblichkeit. Sie hat also die unmögliche Aufgabe Frau zu werden, indem sie sich von der Weiblichkeit abwendet, sie abwertet und sie haßt (wobei sie in dem Konflikt Mutterliebe und -haß immer befangen bleibt, ein Konflikt, der sich als Selbstliebe und -haß immer wieder als gleichzeitige Gefühle spiegelt).

Hier stoßen wir auf einen fundamentalen Widerspruch im Prozeß der Geschlechtswendung von Frauen, die sich nicht innerhalb eines Prozesses der D i f f e r e n z i e r u n g der Geschlechter vollzieht, sondern in einem der E n t g e g e n s e t z u n g von männlich und weiblich (Hinwendung/Abwendung). Im Patriarchat wäre es also nicht möglich, eine unterschiedliche Beziehung zur Mutter (Weiblichkeit) u n d zum Vater (Männlichkeit) aufzunehmen, eine Beziehung z w i s c h e n ihnen herzustellen. Damit es sich zu dem einen hinwenden kann, muß es sich vom Anderen abwenden - eine "Beziehungsfigur", die wir auf vielen Ebenen wiederfinden können.

Damit der Mann sicher sein kann, daß nur (s)ein einziges Geschlecht begehrenswert ist, muß das Mädchen das seine entwerten (ebenso der Junge: er entwertet seine Mutter, um sich von ihr "lösen" zu können). Aus der Erfahrung des U n t e r s c h i e d s wird eine M a n g e l erfahrung: das Mädchen begreift nicht, daß es a n d e r s ist, sondern daß es da unten n i c h t s h a t,

Es muß also das begehren, was es nicht hat, um überhaupt eine geschlechtliche Identität zu erlangen. Nicht aus Lust, sondern als Überlebensstrategie. Darin liegt die Macht des Männlichen über das Weibliche, darin 'räumen' Frauen Männern Macht über sich ein, weil sie sich sonst 'ausgelöscht' fühlen, ungeschlechtlich. Diese Machtstruktur vollzieht sich ja nicht nur in der Sozialisation, sondern wird tagtäglich an allen öffentlichen und privaten Plätzen, in der Werbung, in den Medien etc. (re)produziert.

Weibliche (Nicht-)Identität ist also eine Wirkung derjenigen Struktur, in der sich männliche Identität bildet: Sie findet in der Auseinandersetzung (Konkurrenz) mit dem (Herrscher) Vater statt. Diese Auseinandersetzung aber endet nicht mit der Besiegung des 'Vaters', mit dem Ende von Herrschaft (siehe Kapitel: Fesseln spürt, wer sich bewegt), sondern mit der gemeinsamen Identifikation gegen eine Dritte: gegen die Frau/Mutter, das weibliche Geschlecht. Wir sehen hier, daß diese Identitätsfindung äußerst fragil ist: sie enthält zum einen die unausgetragene Auseinandersetzung mit dem 'Vater' (die als latente Bedrohung fortwirkt) und zum anderen ist sie abhängig/gestützt von der Abwertung des Weiblichen (was als latente Bedrohung durch Frauen fortwirkt, die sich weigern, ein Nichts zu sein, die sog. 'starken Frauen'). Wir können hier im strengen Sinne nicht von männlicher Identität sprechen, sondern von einer Herrenidentität: sie baut sich darauf auf, daß das Weibliche ein Nichts zu sein hat, lediglich die Kehrseite des Mannes, sein Negativ, seine Herberge, Freud faßt es an anderer Stelle zusammen: Auf der "Stufe der infantilen Genitalorganisation gibt es zwar ein männlich, aber kein weiblich; der Gegensatz lautet hier: männliches Genitale oder kastriert. Erst mit der Vollendung der Entwicklung zur Zeit der Pubertät fällt die sexuelle Polarität mit männlich und weiblich zusammen. Das Männliche faßt das Subjekt, die Aktivität und den Besitz des Penis zusammen, das Weibliche setzt das Objekt und die Passivität fort. Die Vagina wird nun als Herberge (Hery, von mir) geschätzt; sie tritt das Erbe des Mutterleibes an" (1979, S. 158).

Wie aber kann eine Herrenidentität zu einer männlichen Identität (die Leerstelle des Patriarchats) werden, die sich an sich selbst und in dem Anderssein gegenüber dem weiblichen Geschlecht wüßte? Die Beantwortung dieser Frage, die eine nichtpatriarchale Theorie begründen könnte, steht noch aus (siehe aber Peter Hebel, 1983).

Freud hat sich diese Frage nicht gestellt, konnte diese Differenz zwischen Herren- und männlicher Identität (noch) nicht sehen. Insofern kann man bei Freud von einer patriarchalen Theoriebildung sprechen: sie setzt die Herrschaft über das Weibliche fort. Sie legt, um einen Unterschied zwischen den Geschlechtern feststellen zu können, ein Merkmal des einen Geschlechts als Maßbeinheit zugrunde: das männliche Genital, sein Vorhandensein oder sein Fehlen. Das erstere charakterisiert den Herren/Mann, das letztere die Frau. Somit gäbe es von Anfang an keine zwei Geschlechter, sondern ein Mehr oder weniger von EINEM. Das Männliche hat sich im Patriarchat zum Ganzen (und damit zum Herren) gemacht. Ein Ganzes, das nicht aus sich heraus einen Sinn bezieht, sondern nur in der Ausgrenzung und Beherrschung des Weiblichen (siehe Rosemarie Bohle 1984).

Das greift Luce Irigaray in ihren Schriften auf. Sie sagt, daß das weibliche Geschlecht keine Möglichkeit habe, sich zu "repräsentieren", seine Bedeutung zu symbolisieren, d.h. ihm einen vergesellschafteten Ausdruck zu geben (etwa in der Sprache), um dadurch eine (geschlechtliche) Identität zu erlangen (und nicht durch die Unterwerfung unter den Wunsch des Mannes). Sie dient als Stütze der männlichen Selbst-Vergewisserung, ist Ort seiner Reproduktion. "So hat die Frau immer noch keinen Ort gefunden, sie ist noch immer nicht geworden (...). Die Frau ist noch immer der Ort, das Ganze des Ortes, an dem sie von sich selbst jedoch nicht Besitz ergreifen kann. Sie wird als allmächtig empfunden dort, wo 'sie' in ihrer Undifferenziertheit völlig ohnmächtig ist. Weil sie niemals darauf besteht, daß sie das 'überall sonst' ist, aus dem das 'Subjekt' weiterhin seine Reserven, seine Ressourcen zieht, ohne sie freilich erkennen zu können" (1980, S. 282) (siehe auch Rosemarie Bohle 1983).



Die Frau hat immer noch keinen Ort

Rosemarie Poyle 1982

Der Mangel der Selbst-Repräsentation des Weiblichen zeigt sich wiederum in Symptomen: in der Hysterie z.B.: "Die Hysterie aber (ist) das Leiden eines Körpers an Sprachweh; die Pathologie einer 'Natur', die sich nicht selbst bezeichnen kann; und die erleidet, und also reagiert, widersteht den Zeichen, die ihr aufgezwungen werden" (Luce Irigaray 1977, S. 107).

Die Differenz der Geschlechter ist überhaupt erst zu erfinden, eine, die nicht auf den "genitalen Modi" beruhen würde, deren Funktion (eine Geschlechterdifferenz zu 'begründen') die Frau ja gerade in der Verkennung festhält, sie zu einem Nichts gegenüber dem Ganzen abwertet. Wie wir sehen werden, hat diese Verachtung viele Gesichter.

Betrachten wir noch einmal kurz Eriksons Beobachtung auf diesem Hintergrund. Drücken sich in den "räumlichen Modalitäten" tatsächlich die "genitalen Modi" aus, die Morphologie der Geschlechtsorgane? Wir müssen es nun genauer sagen; die geschlechtliche Selbsterfahrung ist im Patriarchat durch die (Nicht-)Existenz des - männlichen - Genitals bestimmt. Daß das männliche Genital eine solche Bedeutung bekommt, hat nichts mit Biologie zu tun, sondern mit Machtverhältnissen. Sie scheinen sich im Spielverhalten auszudrücken; so könnte man die Drohung in der Identitätsfindung des Jungen (nicht Nicht-Mann zu sein/werden) in der Konstruktion der Einsturzgefahren finden, den Polizisten als den überwachenden und drohenden Vater deuten. Die Grenzenlosigkeit, das Fehlen der Wände in den Aufbauten von Mädchen ist eh nicht plausibel in der Vagina wiederzufinden, wohl aber als spezifische Konturenlosigkeit, Grenzenlosigkeit zu deuten, die eine Wirkung der widersprüchlichen Anforderungen ist, denen das Mädchen während seiner Geschlechts- werdung unterworfen ist - mit der schließlichen Unterwerfung unter den Wunsch des Mannes. Das Eindringen von dem, der endlich die Form gibt, die "Bestimmung", könnte so als "angenehm erregend" erlebt werden (Über die von Erikson festgestellte funktionale Äquivalenz von Mann, Junge und Schwein im szenischen Aufbau will ich mich hier nicht auslassen). Auch könnte hier eine Identifikation mit der Mutter hineinspielen, wie sie tagtäglich in der Wohnung erlebt wurde: sie hatte überall und nirgends ihren Platz.

Möglicherweise eine unhaltbare Deutung. M.E. aber plausibler als Eriksons Interpretation, der ja die Konturenlosigkeit nicht erklären kann. Es ist die Wirkung eines gesellschaftlichen Machtverhältnisses, daß der 'Besitz' einer Vagina und die Gebärfähigkeit nicht zu einer 'Identität' führt, in der sich die Frau selbst erkennen und bezeichnen könnte. Es ist gerade diese Konturen- und Grenzenlosigkeit, die immer wieder von Frauen (und von Männern über Frauen) beschrieben wurde,

Beispielsweise von Marguerite Duras, die Filmerin von Frauenräumen: "Nur die Frauen bewohnen die Räumlichkeiten, die Männer nicht... Und wenn ich von den anderen Frauen spreche, denke ich, daß diese anderen Frauen auch mich enthielten; es ist, als ob sie die Gabe der Porosität, der Durchlässigkeit, hätten.... Sie sind in den Raum inkrustiert, wie eingefügt in die Wände, in die Dinge im Raum..." (1982, S. 18).

Die Irigaraysche Interpretation, daß sich das Weibliche nirgendwo repräsentieren kann, es an "Ausdrucksweh" leidet, läßt uns verstehen, daß und warum sich Frauen überall suchen: in Männern, Kindern, Räumen. Ihre Raumbestaltung ist also da, wo sie möglich ist, immer mehr als Innenarchitektur, sie ist, wie Odile Laufner es ausdrückt, "Spiegel unseres Selbst" (1982). Und Marguerite Duras sagt von einer ihrer Filmfiguren: "Es ist, als ob sie hier umherginge im Haus, es ist, als ob sie um sich selbst herumginge, als umschritte sie ihren eigenen Körper. Mir kommt Isabelle Granger vor, als ob sie das Haus vollkommen bewohnte, als ob sie sogar seine Umrisse annähme, als ob das Haus selbst Frauengestalt hätte..."

Wir können vielleicht jetzt auch die Bedeutung ermessen, die in der 'Enteignung' der Raumbestaltung durch sterile, programmierte, unflexible Möbelangebote liegt: der Katalog weiß, was für die Familie gut ist, er 'durchdringt' die grenzenlose Frau mit seinen Vorstellungen von Häuslichkeit und Gemütlichkeit. Ist die Frau schon auf den Innenraum verwiesen, so wird ihr auch hier noch ein 'Spiegel' aus der Hand genommen.

Die Art und Weise, wie sich Menschen auf Räume beziehen, ist tatsächlich geschlechtsspezifisch bestimmt. Aber nicht aufgrund der unterschiedlichen genitalen Morphologie oder der Gebärfähigkeit (was ein ebensolcher Biologismus wäre), sondern aufgrund der Tatsache, daß sich ein Geschlecht innerhalb einer Beziehung zum anderen Geschlecht nicht als eigenes erkennen kann, das andere sich aber zum Bestimmenden macht: das eine zum Ort des anderen wird. "Die Entfernung zwischen Weiblichem und Männlichem ist nicht tragisch darin, in ihrer unversöhnlichen Distanz, sondern in der Irrealität einer Strecke, die sich im Gegensatz mißt. Vernunft, Geist, Logik, Fortschritt, schmerzlose Zeugung, Macht demonstriert die Überlegenheit darauf gegründeter Kultur über ein von ihr als Gegenteil gedachtes: Sinnlichkeit, Natur, Gefühle, Tradition, Nur-Mit/Schmerzen-Gebären-Können, Ohnmacht. Jeder Mensch rennt diese Strecke verzweifelt ab. Teilt sich in ein Nichts und in Etwas" (Meg Huber, 1981, S. 16).

FRAUEN ALS KOLONIEN DER HERREN

Die Auffassung, daß die Frau der Ort des Mannes ist, dürfte in dem Augenblick entstanden sein, wo das Patriarchat in matrilineare Stämme einbricht. In dem Moment entsteht sowohl das Mutterrecht als auch das Vaterrecht. Daß das zum großen Teil mit Gewalt und Unterwerfung begleitet wurde, beschreibt Bornemann (1975) eindringlich, er legt in seinen Ausführungen nahe, daß man vor dem patriarchalen Einbruch nicht von Recht sprechen kann. Die Entstehung des Mutterrechts können wir als Integrationsversuch der vorgefundenen matristischen Organisationsformen interpretieren, indem sie in Teilen formalisiert, aber auch mystifiziert (vergöttlicht) und verrechtlicht werden.

Bachofen (1975) hat schon 1861 umfangreiches Material über den Kampf zwischen Mutterrecht und Vaterrecht geliefert. Er endet mit dem Sieg des Vaterrechts, das nach Bachofen "das Schwergewicht der stofflichen Natur" überwindet und die "Erhebung des irdischen Daseins zu der Rein-

heit des göttlichen Vaterprinzips" erreicht (S. 58). Bachofen steht damit in "guter" philosophischer Tradition. Er bezieht sich auf Plutarch (45 - 120), wenn er sagt: "Das Weib vertritt also die Erde in ihrer Funktion. Sie ist der Erdstoff selbst. Daher heißen sie beiden vom gleichen Stamme 'ge' und 'gyne', ein Stamm, welchem auch 'gya', Pflugland und Mutterleib, 'gyion', Glied, 'gyes', Pflugbaum (...) angehören. Der deutsche Ausdruck Frauenzimmer schließt sich hier an. Zimmer bezeichnet die Örtlichkeit, und diese ist eine Eigenschaft der Erdmaterie. Die Erdmaterie, in ihrer Mütterlichkeit gefaßt, ist der Ort der Zeugung" (S. 158). Das finden wir auch bei Aischylos (1981) "Die Mutter, sag ich dir, hat, was g e z e u g t ist, nicht e r zeugt. Die Menschen irren, die der Ähnlichkeit der Worte glauben.

Sie nährt den Keim, bewacht die Frucht:
Doch z e u g e n tut allein der Mann.
Er s c h a f f t, sie h ü t e t:
Gibt dem Gast,
Den ihr der Vater schenkte,
Herberge in ihrem Leib
Und schützt derart das anvertraute Pfand,
Des Vaters Kind (!),
Für Gott, der es bewahren will" (152).

Das ist neu gegenüber den matristischen Auffassungen und Praktiken: die Zeugung, die männliche Tatkraft, gibt der Materie die Bestimmung. Die "hetärische", zügellose Lust der F r a u wird ausgelöscht zugunsten eines "zum Muttertum durchgedrungenen Geschlechtslebens" (275). Weiblichkeit wird fortan mit Muttersein identifiziert, bloßes Frau-sein gilt nichts mehr.

Ich möchte hier nicht die philosophische Auseinandersetzung nachzeichnen, sondern nur auf einen folgenschweren Schritt hinweisen: Luce Irigaray spricht von einer patriarchalen Aneignung des Ursprungs: der Ort des Ursprungs, die Geburt, wird mit dem Namen des Vaters belegt, der Ursprung selbst wird ein Moment der Reflexion, bis es schließlich Descartes auf den Begriff bringt: "Ich denke, also bin ich." Die Möglichkeit einer Selbstvergewisserung durch die Geburt gehört bereits schattenhaft grauer archaischer Vorzeit an. Schon Athenes leibliche Herkunft war ausgelöscht: sie war die erste Kopfgeburt des Zeus. Gehen wir in die Gegenwart.

"Nicht die Frauen haben den Status von Kolonien, sondern die Kolonien haben den Status von Frauen. Oder: Das Verhältnis von "Erster" und "Dritter" Welt entspricht dem zwischen Mann und Frau" (Claudia von Werlhof, 1978, S. 30). Claudia von Werlhof sieht eine Parallele zwischen der Stellung der Dritten Welt und den Frauen. Beide werden in den Gesellschaftswissenschaften so behandelt, "als handele es sich nicht um einen Bereich der Gesellschaft, sondern um den Bereich der Natur" (Claudia von Werlhof 1981, S. 191). Aus der Sicht der Herrschenden ist alles das "Natur", wofür sie nichts bezahlen (wollen), was sie nichts (oder möglichst wenig) kosten soll. "Natur" ist das, was sie sich durch Raub (statt Tausch) aneignen können und für deren Erneuerung sie nicht sorgen. Frauen und Dritte Welt werden so behandelt, als ständen sie als 'natürliche' Arbeitskraft und/oder Rohstoffe zur Verfügung, zur freien Ausbeute. Sie werden doppelt ausgebeutet: "Die 'Ökonomie' zwingt sie, zweimal praktisch kostenlos zu arbeiten. Einmal, um riesige Mengen billigster Rohstoffe und Arbeitskräfte zu produzieren und zum zweitenmal, um die damit und daran von der 'Ökonomie' angerichteten Schäden umsonst zu reparieren" (199).

Natürlicher Reichtum, der seine eigene Begrenzung hat, erscheint in unserem System als natürliche Knappheit. Er muß deshalb monopolistisch kontrolliert werden. Erst dann ist er für den Monopolisten gratis und im Überfluß, so als gäbe es keine natürliche Begrenzung. Insofern ist die Monopolbildung nichts Neues in der Geschichte des Kapitalismus, sondern war immer schon da: über die Frauen und den Boden.

Das gleiche gilt für die "ursprüngliche Akkumulation", die angebliche A n f a n g s p h a s e des Kapitalismus. Claudia von Werlhof sagt dagegen, daß sie weltweit noch besteht. Sie nennt sie die fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation (203), weiterhin "logischer und somit ununterbrochener notwendiger Bestandteil unserer Produktionsweise" (ebda.). Es ist der "Versuch, weltweit die Frauen und den Boden samt seiner Schätze unter die Monopolgewalt des Kapitalismus zu zwingen" (204) durch Plündern, Rauben, Vergewaltigen, Morden, Entführen und Verbrennen. Nicht nur in Europa brannten die Scheiterhaufen im Zuge

einer unerbittlichen Ausrottungskampagne (6 Mill. "Hexen" wurden verbrannt), sondern auch in den Kolonien. Ausrottungskriege gegen "Eingeborene", so führt Claudia von Werlhof aus, laufen auch heute noch, ethnische Minderheiten werden in Konzentrationslager gesteckt und in Ghettos, Gefängnisse und Irrenanstalten. Zwangssterilisation ist die Fortsetzung der Ausrottung mit anderen Mitteln. In Indien und anderswo nimmt die leibeigenschaftsähnliche Arbeit wieder zu, 'freie' Lohnarbeit ab.

Die heutige Hausarbeit ist das bedeutendste Ergebnis dieses Prozesses. "Der Weg 'von der Hexe zur Hausfrau' nahm Jahrhunderte in Anspruch" (205). Erst mußte ihre 'Hexenhaftigkeit', ihre "satanische Naturhaftigkeit" erfunden werden, um sie dann zu bekämpfen. "Das daraus entstandene Kunstprodukt, die Hausfrau" (...) "blieb nicht nur 'Natur', sondern sollte auch noch dankbar dafür sein, nun endlich ihre 'wahre Natur' gefunden zu haben" (ebda.).

Frauen gelten immer als "Natur". Der Grund für diese Ideologie ist ihre Gebärfähigkeit. Sie "haben ein natürliches Monopol über diese Fähigkeit". Das macht sie zum Todfeind unseres Systems. "Unser System duldet Monopole nur als gesellschaftliche und nur unter Kontrolle des Kapitals" (ebda.). "Nicht auszudenken, welche Macht die Frauen gehabt hätten und haben würden, hätte man sie über ihre Gebärfähigkeit verfügen lassen oder würde man sie heute darüber verfügen lassen" (ebda.).

Ein Mann dagegen, so schreibt Claudia von Werlhof weiter, hat immer noch ein Mini-Monopol über je eine Frau. Sie ist der Ersatz für eine verlorene Selbstbestimmung und erlittene Ausbeutung (siehe das Kapitel: Fesseln spürt, wer sich bewegt). Männer haben dieses Geschäft bisher akzeptiert. Sie haben nicht einmal gemerkt, daß ihnen die Kontrolle über die Frauen und deren Gebärfähigkeit längst von anderer Seite entzogen wird: Sie wurden z.B. beim "Zwangssterilisieren ganzer Populationen von Frauen (35 % in Puerto Rico, 33 % in Costa Rica) gar nicht gefragt" (209). Der Mann hat sich gleich zweimal täuschen lassen: er glaubte, die Frauen seien nur für ihn, und nicht von den Herrschen-

den 'geliehen', und er glaubte, ihm könne der "Freiwild-Status" nicht verliehen werden. Doch auch sie werden zu "Hausfrauen" gemacht werden, wie Claudia von Werlhof in einem anderen Artikel beschreibt (1982). Dort räumt sie mit der These auf, das Kapital strebe nach einer Verallgemeinerung der Lohnarbeit. Sie dagegen behauptet, daß es nach einer "Hausfrauisierung" der Arbeit strebe: die möglichst billige Aneignung von Arbeit, unterwürfige und alternativlose Arbeiterinnen. Tendenzen sieht sie darin, daß ehemalige Arbeiter in den sog. informellen Sektor abgeschoben werden: Teilzeitarbeit, Kontraktarbeit, Schwarzarbeit, Leiharbeit, Gastarbeiterarbeit, ehrenamtliche Arbeit, "Eigenarbeit", "Schattenarbeit" (Illich), Subsistenzarbeit und Hausarbeit liegen auf einer Ebene (C.v.Werlhof 1982, S. 37). Auch Teile der Alternativscene zählt sie zu diesen Tendenzen, mit dem Unterschied, daß diese sich selbst ausbeuten.

Der fortgeschrittene Kapitalismus offenbart uns also eine Tatsache, die nicht nur an Frauen vollzogen wird: die Kolonisierung der menschlichen Körper. Eine Form der Kolonisierung ist deren Funktionalisierung und Reduzierung auf die Arbeitskraft. (Bei der Frau: Uterus als Gebärmaschine). Nicht weit von dieser Auffassung entfernt sind Ittelson/Proshansky/Riolin/Winkel in ihrer "Einführung in die Umweltpsychologie": "Im wesentlichen ist die Gebärmutter eine Raumkapsel, die einen genetisch kodierten Organismus mit Nahrung und, sozusagen, Wohnraum versorgt, bis er physisch in der Lage ist, allein in der Welt zurechtzukommen." (Herv. von mir) (226).

Männer haben die patriarchale Struktur unserer Gesellschaft solange gestützt, wie sie selbst noch Herren über (eine) Andere sein konnten: sie konnten ihre Kolonisierung weitergeben an die Frauen. Ich sehe noch nicht, wie Herren zu Männern werden können, d.h. ihre Selbsttäuschung (und Selbstbeherrschung) aufgeben, außer durch die Weigerung von Frauen, weiterhin körperliches Territorium von Herrschaft zu bleiben. So beginnen denn auch Frauen in Seminaren über Räume mit der Wahrnehmung ihrer Körper. "Die einfachsten Räume sind die, die wir mit unseren Körpern herstellen. Sie wirken unmittelbar als Nähe, Wärme. Schutz, Tröstung

oder als Kraft, Sicherheit, Überschaubarkeit oder auch als Distanz, Entzug, Flucht." (Kirsten Lehnen 1981, S.60) Frauen wollen aufhören, reproduktiver und identitätsstützender Ort des Mannes zu sein. Wenden wir uns nun Veröffentlichungen zu, die das Ort-Sein von Frauen innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung untersuchen.

DER ORT DER FRAU IN DER GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN ARBEITSTEILUNG

Wesentliche Bestimmung ist dabei ein gesellschaftliches Strukturprinzip, das zwischen Produktion und Reproduktionsarbeit trennt und sie mit unterschiedlichen Bedeutungen versieht. Während die Produktion gesellschaftlicher (öffentlicher) Aufmerksamkeit unterliegt (ebenso die Produzenten, die bei Marx als Klassensubjekte zur revolutionären Veränderung fähig sind), wird die Reproduktionsarbeit (und deren Produzentinnen) nicht wahrgenommen: sie findet seit der Industrialisierung abgetrennt von der Produktionssphäre im privaten Bereich statt. Sie gilt nicht als Arbeit, sondern als Selbstverständlichkeit, als 'natürliche' Aufgabe von Frauen.

Schauen wir zunächst zur Geographie, in der inzwischen die Lebens- und Arbeitssituation von Frauen thematisiert wird. So fand auf dem 44. Deutschen Geographentag (Münster 83) ein work-shop zur feministischen Geographie statt, der als Diskussionsgrundlage von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, der Doppelbelastung und der räumlichen Isolation von (Haus)Frauen ausging. In ihrem Paper (1983) stellen Anne Gilbert und Mechthild Rössler fest, daß Frauen in der Geographie nicht vorkommen, und zwar in zwei Varianten: sie werden entweder unter die männliche Form subsumiert oder als Untersuchungseinheit 'Haushalt' behandelt. Sie sprechen zunächst von einer alltäglichen empirischen Realität: vom männlichen Wissenschaftler, der das Vorhandensein von Heim, Familie und Frau als so selbstverständlich voraussetzt, daß diese seine Existenz- und Arbeitsvoraussetzungen nicht mehr Gegenstand von wissenschaftlichen Überlegungen sind. Anders die Wissenschaftlerin: "Die wissenschaftlich arbeitende Frau muß Dienstleistungen in Form von Waren erwerben, was gleichzeitig heißt, daß Beziehungen nicht beinhaltet sind." (6) Der traditionelle Geograph eignet sich das Fremde, das Andere an.

"Frauen sind die 'Objekte', im privaten Bereich, die Landschaft das Objekt im 'wissenschaftlichen Bereich'. Frauen werden erobert wie Länder und Meere." (9)

Sie kommen zu dem Schluß, daß "feministische Wissenschaft auf eine gesellschaftliche Veränderung hinzielen müßte. Und zwar geht es konkret um die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, um die Selbstbestimmung der Frauen." (12)

A. Gilbert und M. Rössler machen auf amerikanische Studien aufmerksam, die sich mit dem Alltag von Frauen beschäftigen, wie z.B. die time-budget-Studie von Risa Palm (1981): eine vergleichende Untersuchung des Zeitaufwandes für Lohnarbeit, Hausarbeit, Gartenarbeit, Kinderhüten, Einkaufen, Freizeit, Transportwege etc. von Frauen in ländlicher und in (groß)-städtischer Umgebung. Ihre Hypothese ist, daß Unterschiede im Zeitbudget Indikatoren für verschiedene Lebensstile von Frauen in städtischer und ländlich isolierter Umgebung sind und zugleich Reflex auf die Einschränkungen oder Möglichkeiten der lokalen Umgebung in bezug auf Kultur und Lohnarbeit.

Es wurden in zwei Kleinstädten (Craig (10.600 E) und Paonia (1276 E.) 1977, Colorado) insgesamt 106 Frauen interviewt, von denen ein Drittel viertelstündige Berichte über die Art ihrer jeweiligen Tätigkeit schriftlich festhielten.

Risa Palm vergleicht diese Ergebnisse mit Studien, die in insgesamt 44 amerikanischen Städten und in Michigan und Jackson gemacht wurden. Dabei stellt sie fest, daß Frauen in isolierter ländlicher Umgebung weniger bezahlte Arbeit außerhalb des Hauses machen als solche in städtischen Umgebungen. Das führt sie vor allem auf die mangelnden Möglichkeiten in solchen Gebieten zurück, aber auch auf die langen Anfahrtswege zu Arbeitsstellen. Diese gelten auch für die Besorgung von Lebensmitteln. Für einen größeren Einkauf müssen von Craig aus 3 1/2 Stunden, von Paonia 4 Stunden nach Denver zurückgelegt werden, oder 2 1/2 Std. bzw. 1 1/2 Std. nach Grand Junction. Da jemand für solche Einkäufe zur Verfügung stehen muß, ist es nicht möglich, daß alle Erwachsenen eines Haushalts einen Vollzeitjob außerhalb des Hauses annehmen. So stellt Risa Palm fest: "The more traditional the division of labor within the household, the more likely it is that the person

involved in occasionally lengthy shopping trips will be the wife, and the less likely it will be that such woman will be able to participate in full-time employment outside the home." (376)

Weiterhin kommt sie zu dem Ergebnis, daß Hausfrauen in ländlich isolierter Umgebung weniger Zeit für Hausarbeit, Wäschewaschen und Fernsehen aufbringen als Hausfrauen in städtischer Umgebung, jedoch mehr Zeit für Gartenarbeit, organisatorische Arbeiten, Muße, Freizeit und Fahrten (eingeschlossen die Einkaufsfahrten) als die städtischen Vergleichsgruppen. Sie haben 1/3 mehr Freizeit und sind doppelt so lang unterwegs wie Frauen in städtischer Umgebung.

Die Grenze dieses Zahlenmaterials ist offensichtlich selbst Risa Palm deutlich. Es läßt keine Interpretationen zu, ob dieser "Zeitüberfluß" eine Ressource oder eine Belastung für die Frauen darstellt. "In other words, what is the experience of unstructured time for the Paonia and Craig women, as opposed to the mere measurement of its duration." (377) Diese Frage wird besonders wichtig für Frauen, die mehr oder weniger unfreiwillig mit ihrem Mann in solch isolierte Umgebungen "auswandern". Denn freie, überflüssige Zeit kann in diesem Fall, so betont Risa Palm, nicht als persönliche Wahl verstanden werden, sondern als Indikator dafür, daß es keine geeigneten Arbeitsmöglichkeiten für Frauen in solcher Umgebung gibt.

Anne Gilbert und Martina Rössler kritisieren nun an dieser Studie, daß zwar lobenswerterweise "Bereiche der Wirklichkeit ans (wissenschaftliche) Licht gerückt werden" (11), indem untersucht wird, wie sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung für Frauen auswirkt, daß sie aber nicht die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung selbst thematisiert. Risa Palm "stellt dabei die Frage nicht, warum sich die 'Wohnort-Wahl' dieser Haushalte nach den Job-Aussichten des Mannes richtet und die Frau damit in ihre 'traditionelle' Rolle zwingt." (ebda.) Sie schlagen vor, die Erklärung und Aufhebung der unterdrückten Stellung der Frau von ihrer Arbeit bzw. Produktion her anzugehen.

In der Tat ist die Studie von Risa Palm unhistorisch. Das ist vor allem empirischer Sozialforschung geschuldet, die Realität so weit abstrahiert, daß sie in bloßen Zahlenverhältnissen darstellbar ist.

Sie macht Realität planbar, aber nicht veränderbar in Richtung einer *Aufhebung* der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Selbst die marxistische Analyse hat den besonderen Charakter der "reproduktiven" Rolle der Frauen für den Gesamtzusammenhang des Kapitalismus nicht adäquat erfaßt. Es reicht nicht mehr, der Annahme eines männlichen Machtstrebens die Eigentumsverhältnisse gegenüberzustellen, wie es Irene Bruegel (1973) in ihrer Kritik an Pat Burnett (1973) macht: Frauenunterdrückung müsse von ihren ökonomischen Wurzeln, von der Trennung in Produktion und Reproduktionsarbeit her verstanden werden. Gewiß. Ihre Kritik bleibt allerdings unscharf. Zum einen betont sie, daß "women do not constitute an independent social force: as it is argued below, womanhood does not transcend social class." (Bruegel, S. 62). Zum anderen weiß sie: "Sexism won't automatically disappear with a socialist revolution" (63) - also durch die Veränderung der Eigentumsverhältnisse. Denn sie berühren nicht notwendig die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Ihre Antwort auf Pat Burnetts Annahme einer sexistischen männerdominierten Stadtstruktur bleibt ein Stück weit dogmatisch, indem sie lediglich auf die 'gesicherte' marxistische Erkenntnis verweist: "City structure is determined by the needs of profit maximization and capital accumulation." (ebd.) Bereits aufgezeigte Widersprüche verschwinden wieder unter einer 'Formel'.

Anders Claudia von Werlhof. Sie läßt, wie wir bereits gesehen haben, den Widerspruch zwischen Sexismus und Klassenherrschaft in einer Differenzierung des Akkumulationsprozesses in fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation und späte Akkumulation erscheinen. Sie untersucht darin (1978) die besondere Funktion der Frauenarbeit: Frauenarbeit, Reproduktionsarbeit ist die Arbeit, die außerhalb der Lohnarbeits-sphäre unentgelt angeeignet wird. Ohne sie könnte die Produktion nicht stattfinden. Doch, das möchte ich hinzufügen, weiß die Frau nichts von ihrer gesellschaftlichen Bedeutung, da ihre Arbeit privat organisiert ist.

Hier sehen wir einen weiteren Bereich, in dem die Frau im 'Exil' lebt: Ihre Arbeit (Hausarbeit, Kinderbetreuung und -erziehung) ist immer noch ein Stück weit "ursprüngliche" Produktionsweise, d.h. sie hält

dadurch immer noch eine *D i f f e r e n z* zur entfremdeten kapitalistischen Produktionsweise aufrecht. Ohne diese Differenz könnte der Kapitalismus nicht überleben (Zuwendung per Computer funktioniert noch nicht). Diese Differenz begründet zum einen die Möglichkeit von Kritik und Protest, bewirkt aber zum anderen ein permanentes Gefühl, nicht "auf der Höhe der Zeit" zu sein. Auch hier kann sich die Frau nicht finden, d.h. stolz auf ihre Tätigkeiten sein, wenn sie doch nicht mal als "zeitgemäß" anerkannt werden. Den Beweis ihrer Wichtigkeit müssen einzelne Personen erbringen (Mann und Kinder), die damit natürlich chronisch überfordert sind.

Aber gehen wir zurück zu Claudia von Werlhof. Sie stellt die Frage, ob wir im Kapitalismus nicht von einer "Drei- und nicht Zwei-Klassenstruktur" (24) sprechen müssen. Diese Annahme würde das "ergänzend-widersprüchliche" Verhältnis zwischen Reproduktions- und Produktionsarbeit beleuchten, ein Verhältnis, das die vom Kapital Abhängigen selber noch mal spaltet: in Männer und Frauen, in Beherrscher und Abhängige, in Produzenten und Reproduzentinnen, wobei die Reproduktion der letzteren als selbstverständlich (kostenlos) vorausgesetzt wird. *Divide et impera, teile und herrsche.*

Claudia von Werlhof betont allerdings, "daß - was immer die Klassenlage von Frauen sei - diese nicht eindimensional ist". In der Frau "finden sich womöglich alle Ausbeutungsformen der Geschichte wieder: von der Sklaverei über Leibeigenschaft zur Lohnarbeit."

Kerstin Dörhöfer (1980) benutzt analog dem marxistischen Begriff des Gesamtarbeiters den der "Gesamtproduktionsarbeiterin", die dem "Gesamtpatriarchat" gegenübersteht.

Sie bezieht die Entstehung von Wohnungen zum Zwecke der Vermietung Anfang des 19. Jahrhunderts (vereinzelt gab es sie schon früher) wie die Wohnungsfrage überhaupt auf die Privatisierung von Reproduktionsleistungen. In ihren Thesen betont sie, daß private Reproduktionsarbeit sowohl von kapitalistischen als auch von patriarchalen Interessen bestimmt ist: Mit der Intensivierung des Produktionsprozesses steigt auch der Reproduktionsaufwand. Mit der Verpflichtung der Frauen auf die Reproduktionsarbeit wird sie von der Konzeptionierung

der baulich-räumlichen Umwelt ausgeschlossen, also genau jenem Bereich, in dem sie doch leben und arbeiten muß.

In diesem theoretischen Ansatz wäre also die Kategorie der "Gesamtproduktionsarbeiterin" analytische Klammer für die beiden gesellschaftstheoretischen Konzepte des Kapitalismus und des Patriarchats. Ich selbst möchte für die Analyse des Patriarchats zusätzlich das Begriffspaar der Produktion und Repräsentation vorschlagen, da der Begriff der Reproduktion nur die ökonomische Realität trifft. Das gilt auch für den - für die Analyse der ökonomischen Verhältnisse unentbehrlichen - Begriff der "fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation". Das Verhältnis von Produktion und Repräsentation kann in den verschiedenen geschichtlichen Stufen das jeweilige Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern aufdecken. Es kann ebenso in allen gesellschaftlichen Bereichen verfolgt werden mit dem Zweck, identitätsbildende und -verhindernde Strukturen aufzudecken (siehe unten).

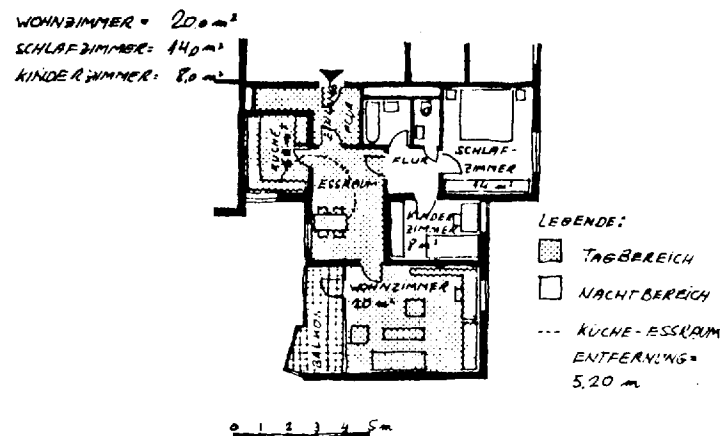
Klar wird aus all diesen Ausführungen, daß die Aufhebung der Unterdrückung der Frauen (und Männer) nicht ohne die Überwindung des Kapitalismus möglich ist. *W i e* und *d u r c h w e n* diese Überwindung geschehen kann, ist wieder unklar geworden. Ich sehe aus der Werlhof'schen Analyse sowohl ein *g e m e i n s a m e s* Interesse von Frauen und Männern gegenüber dem kapitalistischen Produktionsverhältnis als auch durch die spezifische Art der Ausbeutung(sspaltung) einen Gegensatz zwischen ihren Interessen. Die Aufhebung dieses Gegensatzes ist bisher keiner sozialistischen Revolution gelungen.

Wie nun drückt sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und der Ort der Frau darin in baulichen Strukturen aus? Zum einen im modernen Städtebau: in der funktionellen und räumlichen Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre. Zum anderen in der architektonischen "Gestaltung" der Privatsphäre selbst, im Grundriß von Wohnungen. Trautes Heim, Glück allein - eine Redensart, die die patriarchale Sicht der Privatsphäre nicht besser ausdrücken könnte. Ignoriert sie doch eine für die meisten Frauen wesentliche Realität - daß im Heim auch *g e a r b e i t e t* wird. Hausarbeit als von anderer Produktion

funktional und räumlich getrennte entsteht erst Ende des 18. Jahrhunderts, wie Eva Schulze (1980) schreibt. Zugleich setzt sich mit ihr die *N i c h t b e a c h t u n g* von Hausarbeit durch - sie wird eben gemacht, tagtäglich, selbstverständlich, "natürlich". Die Wohnung gilt als Reproduktionsstätte des Mannes, wie Ulla Terlinden 1980 sagt: Siedlungen außerhalb der Produktions- und Einkaufszonen werden "Schlafstädte" genannt!

Waren Küchen früher noch Wohnküchen, sind sie heute zu Kochküchen, in der kaum mehr als eine Person Platz hat, degradiert. Sie dienen nurmehr zur reinen Funktionsausübung, isoliert von den anderen Familienmitgliedern - die Arbeit entzieht sich deren Wahrnehmung. Die Küche als Arbeitsraum von Frauen wird in der Raumaufteilung von Wohnungen genauso mißachtet wie die Reproduktionsarbeit gesamtgesellschaftlich ignoriert wird (außer am Muttertag). So zeigt Myra Wahrhaftig (1980) am Beispiel des sozialen Wohnungsbaus die Aufteilung einer 2 1/2-3-Zimmer-Wohnung. 43,3% der 14,1 Mill. Wohnungen, die zwischen 1949 und 1974 gebaut wurden, waren aus öffentlichen Mitteln im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus finanziert. Der überwiegende Teil bestand aus 2 1/2-3-Zimmer-Wohnungen, deren Raumaufteilung nach staatlichen Richtlinien festgelegt ist.

BILD 1:
Zweieinhalbzimmer-Wohnung im Märkischen Viertel Berlin, Architekt P. Pfankuch, Bauzeit 1960 - 1971.



aus: Myra Wahrhaftig 1980, S. 77

Auffällig ist die kleine Küche, die weit vom Wohnzimmer entfernt liegt. Myra Wahrhaftig kritisiert an diesen baulichen Normen vor allem die Tatsache, daß durch die Anordnungen sowohl die "Ungleichheit der Geschlechter in der Haushaltsleistung" unterstützt wird als auch das "Gesetz der Ökonomie der Zeit" nicht beachtet wird: Die Hausfrau muß innerhalb der Wohnung zu viele Wege ständig zurücklegen und kann verschiedene Tätigkeiten nicht gleichzeitig ausüben: z.B. gleichzeitig mit anderen Familienmitgliedern reden und kochen (siehe auch Bettina Bürstinghaus 1979, S. 15 ff).

Sicher haben wir hier das krasseste Beispiel von entfremdeten unmenschlichen Wohnbedingungen. Aber es ist statistisch bedeutsam, wie wir gesehen haben. Es ist Ausdruck von Lebensumständen und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft und prägt zugleich die Beziehungen der Menschen untereinander.

Die Wohnverhältnisse werden dabei noch durch gesetzliche Bestimmungen reglementiert, wie Eva Angelsdorf und Ilse Baumgarten (1981) anhand des Zweiten Wohnungsbaugesetzes zeigen. Dort heißt es im § 1 Abs. 1 IIWoBauG: "In ausreichendem Maße sind solche Wohnungen zu fördern, die die Entfaltung eines gesunden Familienlebens, namentlich für kinderreiche Familien, gewährleisten." Nichtverwandten Personen, d.h. also Wohngemeinschaften, ist das Zusammenleben im sozialen Wohnungsbau untersagt.

Es ist schon erstaunlich, welchen Interpretationsspielraum dieser Terminus "gesundes" Familienleben zuläßt, wenn man die Grundrisse des Wohnbereichs anschaut. Der allerdings sollte nicht nur unter architektonischen Gesichtspunkten verhandelt werden, sondern auch unter einem juristischen Tatbestand: dem der Körperverletzung.

DIE SITUATION VON FRAUEN IN DER GEOGRAPHIE: EIN ÜBERBLICK

Einen materialreichen Überblick (mit einer ausgezeichneten Bibliographie) über die amerikanische Situation von Frauen in der Geographie geben Zelinsky, Monk und Hanson (1982), und zwar im Hinblick auf zwei Fragestellungen: Wie ist die Verteilung von Männern und Frauen und deren quantitativer und qualitativer Status in der Profession der

Geographie zum einen und wie kommen Frauen, wenn überhaupt, als Forschungsgegenstand in der Geographie vor. Dabei sehen sie einen engen Zusammenhang zwischen der Thematisierung des geschlechtsspezifischen Forschungsansatzes und der zunehmenden Zahl von Geographinnen: die Situation von Frauen wird in den meisten Fällen von Geographinnen untersucht.

Der ersten Frage gehen Zelinsky u.a. nach anhand von Untersuchungen über den akademischen Status von Geographinnen sowie über die geschlechtsspezifische Verteilung von Artikeln in Fachzeitschriften, von Redebeiträgen auf Kongressen und an der Repräsentation von Frauen im schulischen Geographiematerial.

Sie stellen interessanterweise fest, daß im Vergleich zu allen akademischen Disziplinen die "attrition rate" von Frauen in der Geographie - aus bislang unerklärten Gründen - am höchsten ist. So erreichten 1980 nur 18,7% von 1179 weiblichen Mitgliedern der Assoziation of American Geographers den PhD, während von 4692 männlichen Mitgliedern 53% den PhD erreichten.

9,6% der berufstätigen AAG-Mitglieder waren Frauen (1980), wobei sich der berufliche Aufstieg äußerst langsam vollzog. Zusammenfassend stellen Zelinsky u.a. fest, daß Frauen vor allem in zeitlich begrenzten, in Teilzeitpositionen, in den unteren akademischen Rängen und in den weniger attraktiven Berufssparten der Geographie zu finden sind.

1979-80 erhielten in den 56 US-Staaten nur drei Geographinnen eine Dauerstellung als Professorinnen, in den 17 kanadischen Staaten keine einzige. Die Situation in Kanada und Großbritannien scheint die gleiche zu sein, während das Bild z.B. in Frankreich etwas ermutigender ist. Dennoch sind auch dort nur 10% Frauen Vollzeit-Professorinnen. Demgegenüber gab es 1978 in Großbritannien 7,3% und in Kanada 6,2% Vollzeitdozentinnen, allerdings vorwiegend in den unteren Rängen. Für die BRD liegen keine Prozentzahlen vor. Zelinsky et al zitieren lediglich eine Erhebung aus dem Jahre 1979, aus der hervorgeht, daß es 30 Professorinnen und 43 Assistentinnen in der Geographie gab.

Sie sehen die Gründe für diese Situation vor allem im sozialen Rollenbild der Frau, die die Frau auf das Haus festlegt und sie in zweit-rangige Arbeiten außerhalb des Hauses verweist. Dieses Bild, das sich nur sehr schleppend ändert, schafft einen Kreislauf, den sie in Anlehnung an Christensen (1979) modellhaft darstellen:

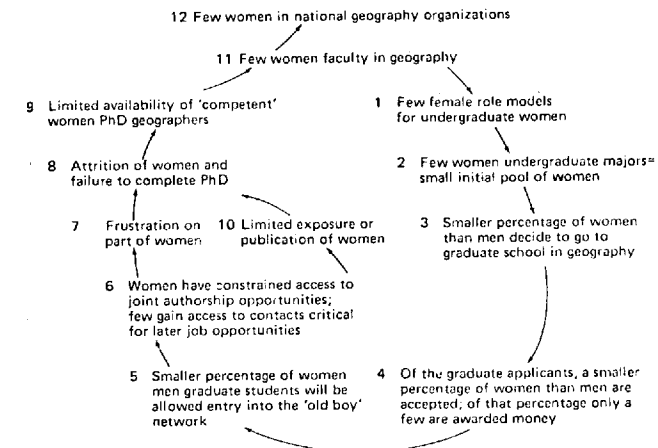


Figure 1 Chain of events in the structural discrimination hypothesis for explaining the limited number of women in geography (Christensen, 1979, 185).

aus: Zelinsky et al 1982, S. 323

Auch in den Publikationen ergibt sich ein eindeutiges Bild. Es wurden fünf führende Fachzeitschriften untersucht (siehe Tabelle) zwischen 1921 und 1980. Zelinsky et al stellen fest, daß zwar die Beteiligung von Frauen wächst, sie aber immer noch im Durchschnitt unter 10% bleibt. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Analyse von "Transactions of the Institute of British Geographers" und von "Area". (Zum Vergleich: In den Jahrgängen 1974-1979 von "Bauwelt" waren 14% der Beiträge von Frauen oder befaßten sich mit Planungen, an denen Frauen wesentlich mitgewirkt haben, siehe Bauwelt 31/32, S.1279)

